

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Siegen, den 10. September 1844.

Tendenz.

Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und jener des Auslands. Organ für jeden Vaterlandsfreund, Ausländer und Wünsche über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun. Der Literatur und Unterhaltung ist ein Theil unserer Spalten gewidmet.

Preis.

Erscheint wöchentlich zwei Mal, am Dienstag und Freitag. Vierteljährlich bei der Expedition 17 1/2 Sgr., bei den Postanstalten im Umfange des preuss. Staates (sowie im deutschen Buchhandel, Vierteljährlich 25 Sgr.) außerhalb des preuss. Staates wird der Preis bei der Post etwas erhöht. Die Einrückungsgebühren betragen per Zeile 1 Sgr. od. 3 1/2 Fr.

Uebersicht.

Der französische Klerus. Dritter und letzter Abschnitt. Ueber die Nationalität und Einheit der Deutschen. Von Dr. J. Müller.
Vor hundert Jahren.
Zur Literatur und Unterhaltung: Erzählungen einer alten Wäscherin (Fortf.). — Bemerkungen über England nach Kohl's Reisen: (Fortsetzung). 17. Das verschwenderische Leben der englischen Arbeiter. — Moses im Pelzrod. Von Dr. J. Müller.
Mannigfaltiges. — Literarischer Anzeiger.

Der französische Klerus.

Siegen, 9. September 1844.

Dritter und letzter Abschnitt.

Ueber die gegen Napoleon und das französische Volk gerichtete Exkommunikation vom 10. Juni 1809.

Die Bulle, welche diese Exkommunikation ausspricht, ist vom 10. Juni 1809. Sie wurde an die Thüren der drei Hauptkirchen der Stadt Rom angeschlagen, und es schien, daß sie am 29. Juni, dem Feste des h. Petrus, feierlich verkündet werden sollte, wenn man nicht diesen Plan entdeckt und vereitelt hätte. Die Bulle verschwand und hinterließ keine Folgen. Jedoch glaubte nichts desto weniger der Kaiser die geistliche Versammlung benutzen zu müssen, um ihr diese Frage vorzulegen: „Da die Exkommunikationsbulle vom 10. Juni 1809 der christlichen Liebe, sowie der Unabhängigkeit und Ehre des Thrones zuwider war, was soll man thun, damit nicht in gefährlichen Zeiten die Päpste sich solche Uebergriffe erlauben?“

Die Versammlung antwortete: Die Bullen Bonifaz VIII. gegen Philipp den Schönen, Julius II. gegen Ludwig XII., Sixtus V. gegen Heinrich IV. hätten in Frankreich nie Kraft gehabt; kein französischer Bischof habe sie anzeigen noch anerkennen wollen; die Bulle vom 10. Juni übertreffe alle an Ungerechtigkeit, an Unsinnigkeit, an Werthlosigkeit; in einer Zeit, in der eine gesunde Kritik die Verkehrtheit der Vorwände, mit denen man solche irrigigiose Projekte rechtfertige, nachgewiesen, sollte man nicht erwarten, sie nochmals aufleben zu sehen.

Ueber die Auflösung des Konkordats vom Jahre IX.

Herr Montalembert sagt: „Das Konkordat, dieses Gesetz vom Jahre IX, führt ihr nicht aus; wie wollt ihr also die Ausführung von Andern verlangen?“ Und fragen wir, worin besteht denn diese Nichtausführung, so hören wir: „1) der Artikel 12 untersagt den Bischöfen jede andere Bezeichnung, als die „Herr Bischof“; nun aber verlegt der Großsiegelbewahrer denselben jedesmal, wenn er an einen Bischof schreibt: „Gnädiger Herr“ (Monseigneur). Er wäre wirklich vernünftiger, wenn der Großsiegelbewahrer, der Kultusminister, der im Namen des Königs die Pflicht hat, die Gesetze durch die „Herren“ Bischöfe vollziehen zu lassen, was ihm über sie eine Macht gibt, die sie nicht über ihn haben, ihnen nicht den Titel „gnädiger Herr“ bewilligte; denn dieser Titel, der früher eine Wahrheit war, als die Bischöfe noch wirklich „gnädige Herren“ waren, mit Wappen, Lehen, Vasallen, dieser Titel ist heutigetages ein solcher Unsinn, daß man mit Fug sie, wie die Païrs, fragen könnte, welche unter der Restauration auch den Titel „gnädiger Herr“ erhalten hatten: Ach! meine Herren, Sie Herren? Wessen? Wovon? Die Bischöfe sind also freilich nicht die besonderen gnädigen Herren der Minister. Wenn

folglich der Großsiegelbewahrer ihnen den Titel „gnädiger Herr“ gibt, so ist das eine reine Höflichkeit, welche bloß von ihrer Seite eine gegenseitige Höflichkeit verlangen würde, wie das vor 1830 der Fall war.

Herr Montalembert hat aber noch ein zweites Argument: „Artikel 13 sagt, daß die Erzbischöfe ihre Suffraganen weihen und einsetzen werden. Davon geschieht Nichts.“ Wenn dieser Artikel nicht ausgeführt wird, an wem liegt die Schuld? Nur an der kirchlichen Gewalt, welche wahrscheinlich sich dem widersetzt; die Regierung hätte sich also zu beklagen, der Klerus nicht ihr einen Vorwurf zu machen. Wir könnten allein der Regierung zurufen: Wozu diese Schwäche? Uebrigens hängt diese Frage zusammen mit dem, was im vorhergehenden Artikel über die kanonische Einsetzung gesagt ist!

Die dritte Beschwerde des Hrn. von Montalembert ist: „Der 26. Artikel untersagt den Bischöfen, Geistliche zu ordiniren, die nicht 300 Franken hätten. Dieser Artikel ist nie ausgeführt und ist, wie es scheint, förmlich zurückgenommen.“ Ja, das ist auf Verlangen des Klerus geschehen. Wenn man also das an die Stelle des alten Gesetzes getretene Gesetz beobachtet, so verlegt man das, welches nicht mehr existirt, nicht; man beobachtet nur das an seine Stelle getretene. Die Vorsicht war selbst gut, aber sie schien zu streng, mit Rücksicht auf den geringen Eifer, den die wohlhabenden Klassen an den Tag legen, in den geistlichen Stand zu treten; nur darum ließ man von jener Bedingung ab. Hr. v. Montalembert sagt in seiner Naivität das selbst: „Es ist beinahe eine Schande für den alten Adel Frankreichs, daß er heutzutage, wo der Klerus so viele Opfer darzubringen hat, nur so wenige seiner Glieder dem geistlichen Stande zuführt, während er früher ihm so viele zuführte, als er noch reich und mächtig war.“ Hr. v. Montalembert hat Recht, er deckt das schimpfliche Geheimniß vieler Ernennungen der älteren Zeit auf! Um so schlimmer für den Adel, wenn er schmolzt gegen die Würdenträger der Kirche, wie er schmolzt gegen die hohen Würden des Staates, gegen die Magistratur, gegen die Armee! Der dritte Stand liefert für jede Laufbahn Ersatz, er ist die sicherste Garantie gegen diejenigen, welche von einer Rückkehr mittelalterlicher Begriffe und Persönlichkeiten träumen!

Die vierte Beschwerde des Hrn. v. Montalembert ist: „Der 39. Artikel will, daß es nur eine Liturgie und einen Katechismus für alle katholischen Kirchen in Frankreich gebe. Wie nun? Es gibt jetzt in Frankreich 40 Liturgien und was weiß ich, wie viel Katechismen! Dieser Artikel ist also nie zur Ausführung gekommen.“ — Wer trägt die Schuld? Nicht die Regierung. Unter dem Kaiserreiche wurde dieser Katechismus gedruckt; es war der von Bossuet; er hatte die aus dem Briefe Pauli an die Epheser genommene Aufschrift: Unus Dominus, una fides, unum baptisma. Wann ist diese Einheit in der Lehre unterbrochen? Unter der Restauration, damals, als Jeder seinen Katechismus haben wollte, um ihn mit einem Privilegium zu verkaufen, was man damit entschuldigte, daß der Vortheil aus diesen Verkäufen die größern Druckkosten für die Mess- und anderen liturgischen Bücher decken würde. Also die Nichtausführung oder Verlegung dieses Artikels ist Schuld des Klerus; man kann also nicht in seinem Namen gegen das Gesetz vom Jahre IX argumentiren.

Hr. v. Montalembert beschränkt sich nicht darauf, das Gesetz vom Jahre IX anzugreifen; seine Sorge erstreckt sich bis auf die Auflösung des Konkordats: „Wenn“, so sagt er, „zum Beispiel der Monarch aufhörte, Katholik zu sein, wenn zum Beispiel die Regentschaft protestantischen Händen anvertraut würde, so wäre es Zeit das Konkordat zu erneuern.“ — Selbst wenn man, wie die ministerielle Presse gedroht hat, die angemessene Stellung, welche das Konkordat für den französischen Klerus bedingt, aufheben oder verändern wollte, so würde damit das Konkordat aufgelöst sein, man würde zum allgemeinen Kirchenrecht zurückkehren; die Bischöfe würden wie in Belgien ernannt werden.“

Stellen wir den allgemeinen Satz voran, daß wenn in der That das Konkordat gelöst würde, man folglich zum allgemeinen Recht zurückkehren würde, aber — zum allgemeinen französischen Rechte, nicht zu dem besonderen belgischen Rechte, das hierin nicht für Frankreich als Muster dienen darf.

Auch zur Zeit des Kaiserreiches dachte man an die Folgen, wenn das Konkordat aufgehoben würde; aber nicht von Seiten Roms, sondern von Seiten der französischen Regierung drohte man mit diesem Bruch. Die bedeutendsten Männer antworteten hierüber auf die Fragen des Kaisers, daß die Nichtbefolgung eines Vertrages von einer der beiden Parteien die andere in die Rechte wieder einzusetzen, deren sie sich vor dem Vertrage erfreute, und daß folglich die französische Kirche durch die Weigerung des Papstes, die Bischöfe einzusetzen, in die Verhältnisse zurückversetzt würde, welche vor den Konkordaten von 1802 und 1815 bestanden. Vor 1815 empfingen nun aber die neuen Bischöfe die kanonische Bestätigung von ihren Erzbischöfen oder einem seiner Suffragane oder der Provinzialsynode. Es würde folglich kein Hinderniß im Wege sein, noch jetzt auf diese Art der Bestätigung zurückzukommen, die auch nach 1815 schon einige Male, wenn der römische Hof nicht bestätigte, angenommen ist.

Gehen wir nun auf die einzelnen Vorwürfe des Hrn. v. Montalembert noch weiter ein, so ist es nicht glaublich, daß es je einem Gesetzgeber in den Sinn gekommen sei, die Geistlichen aus der ihnen durch die Charte garantirten Stellung zu reißen. Es knüpfen sich zu große Interessen an den Bestand der Kirche in Frankreich, um in Geldbifferenzen die Möglichkeit eines Bruches sehen zu dürfen. Einige persönliche Abzüge aus besondern Gründen würden keine andere Folgen haben, als die sonst mit solchen Beschränkungen verknüpften.

Was ferner eine protestantische Regentschaft betrifft, so fehlt es an jedem Vorwande zu einem Angriff, weil das Regentschaftsgesetz die Regentschaft den Söhnen des Königs überträgt, die alle katholisch sind. Aber zur Ehre der Staatsgrundgesetze Frankreichs darf man hinzufügen, daß wenn die Kammern der Frau Herzogin von Orleans die Regentschaft übertragen wollten, wozu sie nach der Konstitution das Recht haben, dies die Lage der Dinge nicht verändern würde. Man würde nicht die Wirren der Liga sich erneuern, oder doch sie schnell gedämpft sehen, und überdem sagt der 17. Artikel des Konkordats vom Jahre IX: „In dem Falle, daß einer der Nachfolger des gegenwärtigen ersten Konsuls nicht Katholik sein sollte, würden die im 6. Artikel erwähnten Rechte und Vorrechte und die Ernennung zu den Bischofsitzen durch eine neue Uebereinkunft geregelt werden müssen.“

Auch eine protestantische Regentschaft hätte nicht verhindert, daß der Graf von Paris katholisch wurde, weil er in der katholischen Religion geboren ist. Das Vorrecht des Königs bliebe also dasselbe; die Ernennung der Bischöfe würde immer im Namen des Königs geschehen, kraft des der Krone inhärenden Rechtes, wie Ludwig XVIII. es nannte.

Allgemeine Antwort auf die von Seiten der Ultramontanen gegen das Gesetz vom 18. Germinal des Jahres X gerichteten Angriffe.

Hören wir die Ultramontanen, so ist, sobald ein Konkordat mit Rom geschlossen ist, dieser Vertrag allein gültig; den Völkern bleibt Nichts mehr übrig, als sich zu unterwerfen; und jedes in der Folgezeit gegebene Gesetz, um die Ausführung in Uebereinstimmung mit der Konstitution und den Sitten des Landes zu regeln, ist null und nichtig, wenn es nicht vom römischen Hofe genehmigt ist.

Dieser Satz hat für Frankreich zu keiner Zeit Gültigkeit gehabt; denn

1) haben die pragmatischen Sanctionen Ludwigs des Heiligen und Karls VII. nie der Bestätigung der Päpste bedurft, und ungeachtet ihrer Einwendungen sind sie immer befolgt.

2) das Konkordat zwischen Franz I. und Leo X. von 1515 konnte nur erst ausgeführt werden, als es in die Parlamentsregister eingetragen war; diese Registrierung war aber Gegenstand lebhafter Debatten und fand nur mit Modifikationen statt.

3) das Gesetz vom Jahre X war nothwendig, um das Konkordat in Frankreich einzuführen, und alle seine Bestimmungen wurden die nothwendigen und gesetzmäßigen Bedingungen, unter denen es zugelassen würden.

4) Als 1817 Ludwig XVIII., König von Frankreich, und Se. Heiligkeit Papst Pius VII., beschlossen, das Konkordat des Jahres IX und das Gesetz des Jahres X aufzugeben, eine neue Uebereinkunft getroffen hatten, welche das Konkordat Franz I. und Leo X. herstellte, erkannte der König von Frankreich und seine Regierung auf gleiche Weise, daß dieses neue Uebereinkommen der gesetzlichen Bestätigung bedürfe, um in Frankreich gültig zu sein. — Daher kündigte bei Eröffnung der Sitzungen von 1817 Ludwig XVIII. in der Thronrede an, daß die mit dem römischen Hofe eröffneten Unterhandlungen durch einen Vertrag beendet seien, und Se. Majestät fügte hinzu: „daß dieser Vertrag den Kammern mitgetheilt werden sollte, und daß Sie ihre Minister beauftragen würden, ihnen einen Gesetzesentwurf vorzulegen, der nothwendig sei, um den Bestimmungen des neuen Konkordats gesetzliche Kraft zu geben und sie mit der Charte, den Staatsgesetzen und den Freiheiten der gallikanischen Kirche in Uebereinstimmung zu bringen.“

Dieser Gesetzesentwurf wurde der Deputirtenkammer in der Sitzung vom 22. Februar 1817, durch Hrn. Laisné, einem der geschicktesten Juristen seiner Zeit, vorgelegt, — wir theilten ihn unten unsern Lesern mit, indem wir sie darauf aufmerksam machen, daß die Hauptbestimmungen des Gesetzes vom Jahre X, die, gegen welche der Papst mit größter Wuth im Jahre 1804 gekämpft hatte, hier noch viel klarer und kräftiger wiederholt sind. Wäre dies Gesetz durchgegangen, so würden die Neukatholiken Nichts daran auszufinden gefunden haben. — Es kam nicht zum Abstimmen. Was folgte daraus? — Daß das Konkordat von 1817 selbst ein Nichts geblieben, daß das vom Jahre IX und das organische Gesetz vom Jahre X fortwährend Norm sind für die gallikanische Kirche. Daraus folgt:

1) daß ein Konkordat ohne ein Gesetz, welches es im Staate zuläßt, nicht genügt;

2) daß dies Gesetz nach Inhalt und Form nur vom freien Willen der gesetzgebenden Macht abhängt.

Der Gesetzesentwurf, der Deputirtenkammer von dem Minister des Innern, Hrn. Laisné, am 28. November 1817 vorgelegt, zur Bestätigung des

Konkordats vom 11. Juni 1817 zwischen Se. Majestät Ludwig XVIII. und Papst Pius VII.

Artikel 1. Uebereinstimmend mit dem zwischen Franz I. und Leo X. geschlossenen Konkordate ernannt der König allein, kraft des der Krone inhärenden Rechtes, zu den Bisthümern und Erzbisthümern im ganzen Umfange des Reiches. — Die Bischöfe und Erzbischöfe wenden sich dann an den Papst, um ihre kanonische Bestätigung nach den seit alter Zeit bestehenden Formen zu erhalten.

Art. 2. Das Konkordat vom 15. Juli 1801 hört mit diesem Tage auf, Kraft zu haben, ohne daß den durch dasselbe in's Leben gerufenen Wirkungen und den im 13. Artikel dieser Akte enthaltenen Bestimmungen, welche in ihrer ganzen Kraft bleibt, irgend ein Abbruch geschehe.

Art. 3. Es werden 7 neue erzbischöfliche und 35 bischöfliche Sitze errichtet. Zwei der gegenwärtig bestehenden Bisthümer werden zu Erzbisthümern erhoben. Der Umfang der 50 bestehenden Sitze und der 42 neuen wird nach der dem gegenwärtigen Gesetze angehängten Karte bestimmt.

Art. 4. Die Dotationen der Erzbisthümer und Bisthümer werden auf die der Disposition des Königs überlassenen Fonds voraus angewiesen.

Art. 5. Die Bullen, Breve's, Dekrete und andere Schreiben, von Rom ausgehend, oder in seinem Namen abgesetzt, mit Ausnahme der Päpsten-Gnadenbriefe, sollen im Königreich einzig und allein mit Erlaubniß des Königs angenommen, gedruckt, bekannt gemacht und in Ausführung gebracht werden können.

Art. 6. Diejenigen dieser Akte, welche die allgemeine Kirche betreffen oder das allgemeine Interesse des Staates oder der französischen Kirche, ihre Gesetze, Verwaltung, oder ihre Lehre, und welche einige Veränderungen in der bestehenden Verfassung nöthig machen würden oder aus denen sich solche folgern ließen, können erst dann angenommen, gedruckt, bekannt gemacht und in Ausführung gebracht werden, wenn sie durch beide Kammern, nach dem Vorschlage des Königs in gehöriger Weise protokolliert sind.

Art. 7. Die genannten Akte sollen mit dem Gesetz oder der Ordonnanz, welche ihre Veröffentlichung erlaubt, in die Gesetzsammlung eingetragen werden.

Art. 8. Die durch Art. 6 bezeichneten geistlichen Uebergriffe und die durch das Gesetz vom 8. April 1802, Art. 6, vorgesehenen Unordnungen sollen unmittelbar vor die königlichen Gerichtshöfe gebracht werden. In den nicht durch die Gesetzbücher vorher bestimmten Fällen werden die königlichen Gerichtshöfe nach den alten, im Staate beobachteten Regeln erkennen, ein Kassationsgesuch unbenommen.

Art. 9. Nach den Bestimmungen des 10. Artikels des Gesetzes vom 20. April 1810 wird gegen alle in den heiligen Stand Getretenen und durch ihre Bischöfe bestätigten Personen erkannt werden, welche sich Vergehen, sei es außer ihrem Amte, sei es in ihrem Amte, würden zu Schulden kommen lassen.

Art. 10. Die Bullen von Rom vom 19. und 27. Juli 1817, die erstere die Bestätigung der letzten am 11. Juni zwischen dem König und Se. Heiligkeit getroffenen Uebereinkunft enthaltend, die andere den Umfang der Diözesen des Staates betreffend, werden angenommen und sollen veröffentlicht werden, ohne der Klauseln, Formeln und Ausdrücke, welche sie enthalten und welche den Gesetzen des Reiches oder den Freiheiten und Grundsätzen der gallikanischen Kirche entgegen sind oder sein könnten.

Art. 11. In keinem Falle sollen genannte Annahme und Veröffentlichung den Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes, den durch die Charte garantierten öffentlichen Rechten der Franzosen, den

Grundsätzen und Freiheiten der gallikanischen Kirche, den Gesetzen und Verordnungen über Kirchensachen und den die Ausübung der nichtkatholischen Kulte betreffenden Gesetzen im Wege stehen.

Also, wie man sieht, bestimmte die Restauration, wie das Kaiserreich, genau die Erhaltung der Grundsätze, die man jetzt von einer Seite her gern Frankreich überreden möchte aufzugeben.

* * Ueber die Nationalität und Einheit der Deutschen

ist viel verhandelt worden und hat bei jedem achten Vaterlandsfreunde Anklang gefunden. Es fehlt aber noch viel, um am Ziel zu sein. In dieser Einheit liegt eine Riesenstärke, welche, bei gleichem Interesse, die Vaterlandsliebe immer rege hält, an der jeder Angriff von Außen, wie die Brandung an einem Felsen zerschellen wird. War das Band, welches deutsche Völkerstämme vereinigte, in früheren Zeiten in einem solchen Grade locker geworden, daß die kleineren Staaten, zum Schutz ihrer Existenz gegen mächtigere, fest sich an einander schlossen, oder sogar Hülfe im Auslande suchten; so hat sich jetzt Vieles anders gestellt, seitdem durch Abschütteln der Fremdherrschaft der Geist der Selbstständigkeit und der Nationalität mächtiger geworden ist, und die kleineren Staaten des Bundes in ihrer Existenz gesichert sind.

Die Sprache, als das Vermögen, richtig zu sprechen, und Gesprochenes zu verstehen, ist das natürlichste Mittel zur Beförderung der Wechselwirkung und des Verkehrs der Menschen unter sich, und knüpft das Band stammverwandter Nationen fester, als andere Künsteleien.

Die gemeinsame Sprache verbreitet gleiche Sitten und Gewohnheiten, sie begeistert in Reden, Gefängen und Schriften durch den Zauber des befreundeten Tons alle Herzen. Lassen sich auch die Menschen Vieles gefallen, was ihnen unbehaglich und schädlich ist, aber die Sprache halten sie so innig mit ihrem ganzen Wesen verwebt, daß die Versuche, die Muttersprache eines Volkes durch gewaltthätige Einführung einer fremden zu vertilgen, jedesmal scheiterten und die größte Erbitterung erregten. Im Elsaß und Lothringen konnte die deutsche Sprache noch immer nicht in der großen Masse des Volks ausgerottet werden und artete, da man ihr den öffentlichen Unterricht entzog, in ein Kauderwelsch aus, das uns ganz unverständlich geworden ist. Ähnliche Versuche sahen wir in Belgien, Polen und den deutschen, der dänischen Krone unterworfenen Herzogthümern.

Unsere wohlklingende reiche Muttersprache, in der die widrigen Nasen- und Gurgeltöne nicht vorkommen, wie bei den Schweizern, Holländern und Franzosen, ist das Band, welches die deutsche Nation gleich einer Familie zusammenhält, wenn nicht unnatürliche Verhältnisse dazwischen treten. So wird die Einheit von Deutschland noch mehr kräftigen, wenn man beginnen wird, die Sonderinteressen den allgemeinen mehr unterzuordnen.

Es ist zu mißbilligen, daß man nicht längst die Wahrheit in ihrer ganzen Stärke mißkannt hat. Erst in den neueren Zeiten wurde die Wichtigkeit der gründlichen Erlernung der deutschen Sprache eingesehen, welcher noch immer in den höheren Schulen wenige Stunden gewidmet sind; während das Studium der todten Sprache den größten Theil der Zeit raubt. An dem trocknen Unterricht der Sprachregeln, deren vielfachen Ausnahmen und Unregelmäßigkeiten in unserer Sprache konnte die Jugend wenig Geschmack finden.

Sie wollte nicht die Schale, sondern den Kern genießen, den man ihr versagte. Die Erkenntniß der Sprache als eines Ganzen, vom menschlichen Geist erschaffen, und der Gesetze des denkenden Geistes in seiner Thätigkeit, die er in der Sprache, als der sinnlichen Form der Gedanken, niederlegt, blieb der Jugend unbekannt. Jene verkehrte martersvolle Methode erregte Ekel. Denkende Lehrer —

den alten Schlenkrian verlassend — erklärten nach dem Lesen und Deklamieren in dem Vorgetragenen die Sprachregeln und deren Nothwendigkeit und machten größere Fortschritte. Die Grammatiker haben Regeln nicht erschaffen, sondern der Sprachgebrauch. Jene sammelten diese Regeln und ordneten sie in einem System. Nachdem sich die deutsche Sprache durch Luthers Bibelübersetzung und unsere unsterblichen Dichter und Prosatiker so ausbildete, daß ihr an Wohlklang, Reinheit der Betonung, Biegsamkeit und Wortreichthum keine der anderen lebenden Sprachen voransteht; so mußten die Grammatiker — ihre Zahl ist Legion, denn ihrer sind viele — immer ändern, bessern und nachtragen, um nicht hinter den Siebenmeilenstiefeln des Zeitgeistes zurückzubleiben. Auf diese Art hat unsere Sprache, mit der fortschreitenden Kultur Hand in Hand gehend, das Ectige, Rauhe und Unharmonische verloren, das man mit Recht früher ihr vorwerfen konnte. — Ungeachtet dieser lobenswerthen Fortschritte fehlt noch viel, um unsere Muttersprache, wie sie in gebildeten Zirkeln und in unsern besten Schriften gesprochen und gelehrt wird, im ganzen Vaterlande allgemeiner auszubringen und Jedem verständlich zu machen. Für die Erhaltung des Plattdeutschen möchte ich nicht stimmen. Lassen wir solches den Niederländern, es aber innerhalb Deutschland, ohne ärztlichen Beistand, an Altersschwäche sterben.

Es fehlt bis jetzt unserer Sprache eine gleichförmige allgemein geltende Rechtschreibung. Dieser Uebelstand erschwert Ausländern die Erlernung derselben. Unsere unruhigen Nachbarn, die Franzosen, eine kompakte Staatseinheit bildend, konnten durch ihre Akademie — als Zentralverein von Gelehrten aus allen Zweigen der Wissenschaften — allgemeine Regeln der Sprache und der Orthographie vorschlagen, und von der Staatsregierung unterstützt, in weitem Kreise verbreiten und geltend machen. Dieses war in Deutschland, welchem eine Hauptstadt als Zentralpunkt fehlte, nicht möglich. Jeder schrieb, wie er es durch Unterricht erlernt hatte und es ihm richtig oder besser schien. Bekanntlich haben mehrere vorgeschlagene Regeln zur Herstellung einer gleich Orthographie, als unpassend, keinen Beifall gefunden; wie z. B. von Schöler in seinen vielgelesenen Staatsanzeigen. Es wäre nicht zu rechtfertigen, die großen Verdienste Adelung's hier zu verkennen, dessen Orthographie bei Vielen als Muster und Vorbild diente. Seine Zeit gestattete es aber nicht, durchgreifende allgemeine Regeln einzuführen. Der Beweis dieser Behauptung ist in seinen Wörterbüchern zu finden. Nehme ich die Regel als richtig an, daß das Deutsche so geschrieben werden müsse, wie es von der gebildeten Klasse in der höheren Gesellschaft, in Gerichtssälen bei dem öffentlichen und mündlichen Verfahren, in Unterrichtsanstalten, auf der Kanzel und beim Schauspiel gesprochen wird; so muß z. B. der Buchstabe C wenn er wie K lautet, auch wie K geschrieben werden. Vergleiche man nun in Adelung's Wörterbüchern die unter C und K vorkommenden Wörter, so fällt es gleich auf, daß der berühmte Sprachforscher — mehr dem Sprachgebrauch folgend — theilweise konsequent, theilweise inkonsequent — bald C, bald K gebrauchte. Beispielsweise führe ich an, daß er Kabale, Kaiser (Cäsar) Kalesche, Kalk, Kalmus, Kamerad, Kamin, Kanone, Kanzel, Kapelle, Klar, Kleinod, Kloster, Kolik, Kreatur, Kreuz, Kreide, Körper etc. schrieb; während viele Worte unter C, welche wie K ausgesprochen werden, unverändert bleiben. Diese und noch viele andere Inkonssequenzen finden sich noch in allen Schriften unserer Zeit. Bei dem mächtig erwachten Assoziationsgeiste kann, welches vorher Einzelnen nicht möglich, jetzt gelingen, wenn ein Verein von Lehrern und Sprachforschern — das Naheliegende dem Entferntern vorziehend — zur Ausbildung und Einheit unserer Muttersprache mitwirken wollte. Auf einem solchen Kongresse könnte man sich über eine allgemein einzuführende Orthographie vereinigen. Nach gefasstem Beschlusse wäre

die Ausarbeitung von Wörter- und Lehrbüchern anerkannt tüchtigen Sprachforschern zu übertragen. Ist es Ernst, diesem Beschlusse allgemeine Anerkennung zu verschaffen, so darf man nicht versäumen, Sprachforscher von entschiedenem Rufe aus allen Gauen Deutschlands für dieses nationale Unternehmen zu gewinnen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die nach jenem Plane abzufassenden Lehr- und Wörterbücher von den Staatsregierungen bereitwillig in allen Unterrichtsanstalten eingeführt werden. Nach diesem Beschlusse wüßten wir erst, ob wir Deutsche oder Teutsche seien.

Die deutschen Schriftzüge (Buchstaben) der Römer, aus mathematischen Figuren der geraden Linie, des Winkels, des ganzen, halben und Viertel-Zirkels gebildet, wurden von den Deutschen angenommen. Man wandelte diese lateinischen Buchstaben durch Anhängsel und Schnörkel in deutsche um. Später beseitigte man dieses Schnörkelwerk, indem man zum Einfacheren zurückkehrte. Es zeugt von Mangel an Geschmack, dieses elende Kokolo wieder aufzuwärmen; Buchstaben mit solchen abgeschmackten Schnörkeln überladen und verunstaltet, können von andern — im Bau wenig verschieden — kaum unterschieden werden, stören im Lesen und sind dem Auge widrig. Die Verbannung dieses Rückschritts vom Geschmack zum Geschmacklosen kann durch eine Allokution des Sprachforscher-Vereins an das Volk am besten bewirkt werden.

Bei dem Reichthum unserer Sprache ist es wirklich unverzeihlich, eine Anzahl fremder Wörter in Umlauf gesetzt zu sehen, wofür wir eigene, den nämlichen Sinn enthaltende, besitzen. Anfangs kleine Fremdwörterbücher werden in jeder Messe korpusculenter zu Markte gebracht; das ist ein übles Zeichen des deutschen Sinnes und der deutschen Nationalität. Früher war es Sitte und gefiel, die schriftlichen Aufsätze mit lateinischen oder französischen Worten, vulgo Brocken, zu würzen. Ein Weinändler, der unsere Gegend mit seinem Labetrunk versorgte, schrieb bei Absendung des Bestellsen: „Hierbei habe ich das Plaisir, Ew. Wohlgeboren ein Fäßlein extra delikaten 83^{er} zu übersenden (im Preis zu 2c.), unter Gottes Geleite — welches zur Beschämung der Geleitsreiter nicht einen Pfennig kostete — durch den Fuhrmann N. N., welcher Wein nach finaler Recollisirung ganz nach Contentement befunden werden wird“ etc.

Vergleichen Redensarten hört man jetzt freilich nicht mehr, desto häufiger kommen fremde Worte vor, welche mit deutschen Buchstaben und Endungen eingeschwärzt werden, ungeachtet sie unnötig sind. So weiß man jetzt nichts von Armuth, seitdem der Pauperismus an die Tagesordnung gekommen ist. Diese undeutsche Sitte ist durch Lehre und Beispiel der Sprachforscher am leichtesten zu bekämpfen.

Eine entgegengesetzte Sucht, alle längst eingebürgerten fremden Wörter aus unserer Sprache zu verbannen und durch neugeschaffene deutsche zu ersetzen, ist nach dem Befreiungskriege versucht, aber als verwirrend und unverständlich verläßt worden.

Des Vereins der Sprachforscher weitere Aufgabe dürfte sein, die Staudes-Titulaturen außer Umlauf zu setzen. Zu tabeln ist es, die Kleidermoden und andere Aufzuzerereien des Auslandes nachzuäffen. Ahmen wir das einfache Natürliche desselben nach, welches mehr Ehre bringt. Die Abreissen und Anreden mit Hoch-, Hochwohl-, Wohl- und Hochedelgeboren, streng verlangt und bei jeder Versäumnis übelgedeutet, lauten holperig, rauh und sind in der Gradation verkehrt gestellt; also haben sie keinen Sinn, sind oft unwahr, immer aber pedantisch lächerlich, und können in konkreten Fällen für Spott gelten, wenn der Wohlgeborene übelgerathen oder mißgestaltet sich zeigt.

Dem Beamten gebührt das Dienstprädikat, wenn er im Dienste ist; im Kasino und in der Kneipe ist er aber den Andern gleich. Die Frau des Beamten kann in keinem Falle auf die amtliche Titula-

tur des Gemahls Anspruch machen, wenn sie auch manchmal male quidam einen großen Einfluß auf Dienstfachen ausübt. Das Prädikat: Frau Ober-Einsahrerin (im Bergwesen), General-Super-Intendantur-Sekretariats-Accessistin etc. sind in keine fremde Sprache worttreu zu übersetzen und können vom Volke nur verhunzt ausgesprochen werden. Unter der bergischen Verfassung hatten die Bauern ihre liebe Noth, mit dem Municipalrath fertig zu werden, daher sie sich mit dem Palrath oder noch häufiger mit dem Pal behalfen.

Die letzte Aufgabe des Sprachforscher-Vereins wäre, die Spreu aus den technischen Sprachen herauszufegen, indem man alle Kunstworte, wofür man allgemein bekannte Worte der nämlichen Bedeutung besitzt, verbannt, und nur diejenigen beibehält, welche nöthig sind. Es ist doch lächerlich, statt Blut z. B. Schweiß, statt Leiter Fahrt zu brauchen. Es gehört ein eigenes Studium dazu, diese Kunstsprache sich eigen zu machen. Auch hat dieses den Nachtheil, daß Ausländern es erschwert wird, in den Geist der von Deutschen bearbeiteten Wissenschaften einzudringen. Durch den Junstgeist geschaffen, maßlos und unnötig ausgedehnt, kann Nichts ihre Beibehaltung rechtfertigen.

Die Verwirklichung dieser Wünsche wird mehr, als die Lieder vom freien Rhein und alle Silbenschere in todtten Sprachen, zur Einheit der deutschen Nation und zur Ausbildung und Vervollkommen der Sprache, welche getrennte Volksstämme zusammenhält, kräftig beitragen.

Dr. J. Müller.

* Vor hundert Jahren!

Eine ganze Literatur von Schriften erschien im Anfang des vorigen Jahrhunderts, in denen die Natur zum Preise Gottes bewundert und beschrieben wurde. Sie wurden hauptsächlich durch Brocke's „irdisches Vergnügen in Gott“, 9 Bände 1721 — 1748 hervorgerufen. Während dieses Zeitraums und in den nächstfolgenden Jahren erschienen J. A. Fabricius „Hydrotheologie, oder Versuch, durch aufmerksame Betrachtung der Eigenschaften, reichen Austheilung und Bewegung der Wasser die Menschen zur Liebe und Bewunderung des gütigsten, weisesten, mächtigsten Schöpfers zu ermuntern 1734“, desselben „Pyrotheologie“, Lessers „Lithotheologie 1735“, desselben „Insektotheologie 1758“, „Testaceotheologie 1744“ und „Heliotheologie 1753“. Nathlefs „Akridotheologie oder historische und theologische Betrachtungen über die Heuschrecken, 2 Theile 1748, 1750“ und eine Menge ähnlicher Theologien, in welchen die ganze Theologie auf die Betrachtung eines Insekts, einer Muschel, einer Blume oder eines Gliedes des menschlichen Leibes u. dgl. reduziert wurde. Die stolze ausgebreitete Theologie, welche bisher über Bibliotheken gebot und ihre Weisheit kaum in allen den Schriften der Kirchenväter, in den symbolischen Büchern und in den Werken ihrer neuern Dogmatiker hatte unterbringen können, wurde jetzt zur Theologie in einer Nuss. Die Kirchenväter verstummten, und eine Lilie, Tulpe oder Rose verkündigte an ihrer Stelle, daß es einen Gott gäbe; statt auf die symbolischen Bücher und auf ihre Predigt von dem Verderbniß des Menschengeschlechts, vom Sündenfall und von der Erbsünde zu hören, lernte man lieber auf einem Spaziergange, daß „Gottes Erde“ schöner, als man früher gedacht, und zum Vergnügen „edler Gemüther“ geschaffen sei, und die Zauber auf den theologischen Kathedern verloren allmählig ihr Publikum, seitdem das erste beste Insekt, eine Blattlaus, eine Mücke oder ein närrischer Kauz von Käser als geborner Professor der Theologie galt.

B. B.

Zur Literatur und Unterhaltung.

* Erzählungen einer alten Wäscherin.

(Fortsetzung.)

„So sehr ich Dir auch Deine liebende Ungebulb dankbar bin,“ sprach der Gefelle, „so wünschte ich doch, das Kapitel wäre noch länger gewesen und Du hättest noch ein Bißchen warten müssen; denn Dein guter Vater hörte mir mit großer Liebe zu, erfreute sich an den Goldsprüchen des weisen Sirach. Er ist alt, hat ja sonst der Freuden so wenige, die Gicht hält ihn fast immer an den Krankenstuhl gefesselt, soll man da nicht Alles ausbieten, um ihm frohe Stunden zu machen?“

„Du bist mir ein schöner Liebhaber!“ rief Rosa mit verstelltem Zorn. „Liebt der Mensch da lieber den Sirach, als daß er sein Mädchen küßt. Geh mir, Du Weisheitsrämer, und sage ja nicht wieder, daß Du mich lieber hast, als Dein Leben!“

„Doch habe ich das, Rosa!“ sagte der Gefelle freundlich, legte seinen Arm um ihren Leib und drückte sie liebevoll an sich. „Aber Alles zu seiner Zeit. Vorhin las ich den Sirach, jetzt küsse ich Deine blühenden Lippen. Uebrigens, mein gutes Mädchen, sei Du dem guten Sirach ja nicht gram. Er spricht über Deines Gleichen mit großem Lobe.“

„Was Du sagst!“ versetzte Rosa.

„Ja, ja, denn so sehr er auch über die gottlosen und unordentlichen Frauen eifert, so sehr preist er auch die tugendhaften und frommen. Willst Du einmal hören, was er sagt? Ich kann die Verse auswendig.“

„Wenn es etwas Gutes ist,“ sagte das Mädchen lächelnd, „etwas Schönes, Schmeichelhaftes.“

„Gewiß. Kein Dichter der neueren Zeit hat wohl je ein tugendhaftes Weib besser zu schildern verstanden, als dieser jüdische Weise.“

„Geschwind, geschwind!“ rief Rosa. „Ich pläze vor Neugierde.“

Da erhob der Gefelle seine Stimme und sprach mit Begeisterung:

„Ein freundliches Weib erfreuet ihren Mann, und wenn sie vernünftig mit ihm umgeht, erfreuet sie ihm sein Herz.“

Ein Weib, das schweigen kann, das ist eine Gabe Gottes.

Ein wohlgezoogenes Weib ist nicht zu bezahlen.

Es ist nichts Lieberes auf Erden, denn ein züchtiges Weib.

Und ist nichts Köstlicheres, denn ein keusches Weib.

Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen ist, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist, also ist ein tugendhaftes Weib eine Zierde in ihrem Hause.

Ein schönes Weib, das fromm bleibt, ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter.

Ein Weib, das ein beständiges Gemüth hat, ist wie die goldenen Säulen auf den silbernen Stühlen.“

Rosa hörte mit wonnigem Erstaunen zu. Ich selbst freute mich über die herrlichen Sprüche, die der Gefelle mit einer wohlklingenden Stimme recht feierlich vortrug. Ich hatte selbst unsern Pastor in der Kirche nicht besser sprechen hören. Als er fertig war, machte Rosa ihm einen tiefen Knix. „Ach,“ sagte sie, „Dein Sirach ist ja ein Prachtmann, der versteht galant zu sein. Wenn er noch lebte, ich würde ihm für jeden seiner Verse einen Kuß geben, trotz seines langen Bartes, denn den hat er doch gewiß getragen, da er ein Jude war. Weil der gute Mann aber gewiß schon einige tausend Jahre im Himmel ist, so will ich Dir, mein Robert, geben, was ihm eigentlich gebührt.“ Und damit stochte sie ihre Arme um seinen Hals, küßte ihn wiederholt und sprach bei jedem Kusse: „Der ist für das freundliche Weib, und der für das schweigsame, und der für das wohlgezoogene, und der für das züchtige, und der für das tugendhafte, und der, der, der und der für das schöne, fromme und beständige Weib.“

Robert ließ sich ihre innigen Liebkosungen lächelnd eine Weile gefallen, als sie aber mit Küßen nicht abließ, machte er sich sanft los und sagte: „Ei, ei, Rosa, was soll die fremde Frau von uns denken?“

„Die Frau Halle?“ rief sie lachend. „I, die hat auch vor Zeiten geliebt, getändelt und geküßt, die weiß, was zur Sache gehört. Und dann werde ich mich doch nicht etwa schämen sollen, einen so hübschen und frommen Gefellen zu küssen, wie Du bist? Nicht wahr, Frau Halle?“

„Gewiß nicht, liebe Jungfer,“ sagte ich fröhlich. „Es ist besser, daß Sie ihn für seine schönen Beisprüche küßten, als wenn Sie es dafür thäten, daß er Ihnen ein Paar brillantene Ohrringe geschenkt hätte. Uebrigens kann ein Kuß, ja tausend Küsse in Ehren kein Mensch wehren. Zumal da der junge, seine Herr gewiß Ihr schon verlobter Bräutigam ist.“

Da zog der Gefelle die Stirn über die Massen kraus und versetzte: „Leider bin ich das noch nicht, gute Frau. Des Vaters Segen ist uns noch nicht geworden. Längst habe ich das Unrecht gefühlt, die Tochter hinter dem Rücken des Vaters zu lieben. Aber Du, Rosa, bist schuld daran, daß ich nicht schon bei ihm um Dich angehalten. Doch soll es noch heute geschehen. Ich mag diese Heimlichkeit nicht mehr. Es kommt nichts Gutes dabei heraus. Die einfachen Worte dieser Frau haben mir einen Stich in's Herz gegeben. Diese Küsse, wovon der Vater Nichts weiß, die nicht durch seinen Segen geheiligt sind, kann man keine Küsse in Ehren nennen. Ich erbitte Dich mir zum Weibe, Rosa. Wird uns des Vaters „Ja“, dann preist sich kein Mensch glücklicher, als ich, auf Erden. Sagt er nein, so werde ich die gewiß guten Gründe des alten, verständigen Mannes ehren und, wenn auch mit gebrochenem Herzen, von hier fort und in die weite Welt gehen.“

„Du bist ein Narr, Robert,“ sagte Rosa verdrießlich, „einen so langen Senf über Nichts zu machen. Habe ich Dir nicht hundertmal gesagt, daß der Vater schon nach den ersten drei Tagen Deines Hierseins eine innige Zuneigung zu Dir bißten ließ und gleich äußerte: Rosa, das wäre ein Schwiegersohn für mich? Hat er Dich nicht von Tag zu Tag lieber gewonnen? Kennt er Dich nicht manchmal bereits seinen lieben Sohn? Postausend, ich dachte, das wäre doch Alles deutlich genug?“

„Du hast Recht, aber wozu denn nun dieses heimliche Wesen?“

„Weil ein verstohlener Kuß weit süßer schmeckt, als ein erlaubter,“ meinte das Mädchen. „Die Beweise sind da. Ich habe sie im Hause meines Oheims erfahren. Dicht bei uns wohnte ein junges Paar, deren Aeltern nicht zugeben wollten, daß sie sich liebten. Da kamen die Leutchen denn hinter unsern Garten zusammen. Herr Gott! die küßten und drückten sich vor Liebe bald todt. Ich habe sie nämlich mehrere Male belauscht. Endlich kamen die Aeltern zur Vernunft und segneten sie. Da hing im Anfang allerdings der Himmel noch voll Geigen. Aber bald in der Ehe, wo sie sich lieb haben durften nach Gefallen, hörte die Herrlichkeit auf. Nach einem Jahre wurde gar nicht mehr geküßt bei ihnen, da langweilten sich die Leutchen mit einander, dann fingen sie aus langer Weile an, sich mit einander zu zanken, und endlich gar traxten und bissen sie sich. Nun meinte ich —“

„Es könnte mit uns gerade so gehen,“ sprach der Jüngling ernst. „Rosa, Rosa, wehe Dir und mir, wenn das im Ernste Deine Gedanken sind. Dann wäre es besser, wir hätten uns nie gesehen. Wehe dem Ehepaare, das sich in der Ehe nicht von Tag zu Tag mehr schätzen lernte, bei dem die Liebe durch die heiligen Worte des Priesters: Ihr sollt verbunden sein in Freud und Leid, in fester Liebe und Treue! nicht noch mehr wächst, wie die Pflanze durch Thau und Regen des segnenden Himmels. Mein Herz schaudert zusammen, wenn ich mir diese Möglichkeit nur denke. Nein, nein, süße Rosa, das wird bei uns nicht stattfinden. Wir wollen uns nicht mit jenen herzlosen Menschen vergleichen, die Du im Weltleben kennen lernst. Sie hat keine wahre, auf gegenseitige Achtung gegründete Neigung,

sondern nur ein unwürdiger, leichtfertiger Sinnenreiz zusammengeführt. Das konnte keine glückliche Ehe geben; denn der Juwel fehlte der Krone, der reine harmonische Einklang der Musik, die sie durch's Leben ertönen sollte. Mit uns aber ist es anders, liebe Freundin. Du bist gut und wacker, wie ich aus Deiner Zärtlichkeit zu dem kranken Vater gesehen habe. Gott hat Dich dazu noch mit den schönsten Gaben des Himmels gesegnet. Ein süßer Reiz wohnt in Deinen Gesichtszügen. Der Blick Deines Auges wärmt und entzückt mein Herz, wie der Strahl der Morgenröthe. Deine Stimme ist von heller, freudiger Lieblichkeit. So wie Du, denke ich mir, müssen die freundlichen Engel über den Wolken singen, wenn sie ihren Schöpfer loben. Bleibe so, wie Du jetzt bist, züchtig, tugendhaft, keusch und fromm, durch's ganze Leben, dann wird unsere Ehe gesegnet sein vor Gott, dann wird der Friede unsere Tage umschweben und keine andere Thräne je fließen, als die der Freude oder des heiligen Schmerzes, wenn der Tod das schöne Band für diese Welt löst.“

Ich stand da, sperrte Mund und Nase auf, während mir die hellen Thränen über die Backen liefen, so hatten mich die Worte des jungen Mannes ergriffen. Rosa weinte laut, warf sich an seine Brust und rief: „Ja, Du hast Recht, mein lieber, lieber Robert. Wie Du gesagt, so soll es sein. Gewiß, ich bin nicht schlecht und an Deiner lieben Seite, durch Dein Beispiel belehrt, werde ich von Tag zu Tage besser und verständiger werden. Du sollst sehen, ich werde. Gott und die gute Frau hier sind Zeugen, daß ich Wort zu halten gedenke. Ja, mein guter Robert, mein Freund! Ich will die helle Lampe in Deinem Hause sein, die goldene Säule auf dem silbernen Stuhle. Sei nun auch wieder gut und schelte mich nicht mehr. Es thut mir wehe, wenn Du unzufrieden mit mir bist. Und nun auch keine Heimlichkeit mehr. Bald, noch in dieser Stunde sollst Du mein verlobter Bräutigam werden. Gleich, gleich zum Vater. Er soll uns auf der Stelle segnen.“

Sie zog ihn rasch der Thüre näher. Mit der Rechten hielt sie ihn, mit der Linken öffnete sie und führte ihn in's Zimmer. Ich folgte neugierig, was der alte Thürmer für Augen machen würde.

Dieser aber machte für die Minute gar keine Augen; denn er war, am Tische sitzend, in seinem Sorgenstuhl eingeschlafen. Sein Kopf ruhte auf der Bibel, die auf dem Tische lag. Er schlummerte süß, das zeigte die friedliche Miene des uns zugekehrten Gesichts. Wir blieben alle drei stehen und hielten den Athem an.

„Er schläft,“ flüsterte der Gefelle.

„Wir wecken ihn,“ sagte Rosa. „Er wird uns nicht darüber gram werden; denn sein Erwachen soll süß sein. Knie nieder, lieber Robert, ich bitte Dich darum.“

Er that, wie sie gebeten. Sie kniete ihm gegenüber. Beider Hände waren ineinandergelegt. Ich stellte mich in die Ecke, damit ich nicht gleich gesehen würde.

Die Tochter küßte dem Vater die rechte Hand, die auf seinen Knien lag. Da wurde er wach und richtete sich im Stuhle auf. Verwundert rieb er die Augen.

„Was sehe ich?“ frag er erstaunt.

„Ein glückliches Paar, lieber Vater,“ rief Rosa und schaute bittend zu ihm auf. „Robert und ich wollen uns heirathen. Du liebst ihn, Du liebst mich. Wir erfüllen nur Deinen Wunsch. Bitte, bitte, segne uns.“

Der Alte lächelte mild. „Ist es kein Traum?“ frag er. „Neckt Ihr mich auch nicht?“

„Da sei Gott vor, lieber Meister!“ sprach der Gefelle sanft. „Verzeiht uns die Ueberraschung. Ich liebe Eure Tochter von ganzer Seele. Sie will gern mein Weib werden. Ich werde mich bestreben, sie glücklich zu machen, wenn ich ihr auch nur ein bescheidenes Loos bieten kann. Seid Ihr mir hold, so gebt sie mir zur Frau. Ihr nanntet

mich
Wor
De
„Ja,
sprac
nem
da z
und
Du
Töch
die
nen
Freil
Du
auf
Du
Welt
mer
öde
Gott
schon
ich
ziren
Ihr
ster
zu h
zudr
hemb
grüne
nen
hier
liebe
R
„Nie
Robe
zu bl
nem
ich,
„I
dich
richte
große
chwin
und
„E
Meist
Händ
und
Do
Liebe
erst
die
vorgi
umarr
das
Euer
hinzu
ges
wird.
Eure
wohl
pfehle
bekom
auf
und
habe.
Dann
Gehal
komme
sonst
die
bekom
Es
glaube
Deiner
blasen.
Tag
Töchte
herrlic
holen.
leben

mich ja schon oft scherzweise Euren Sohn. Ein Wort von Euch macht mich wirklich dazu."

Der Alte war tief gerührt, die Augen flossen ihm über. „Ja, ja, Du sollst mein Sohn sein, lieber Junge," sprach er zärtlich. „Du bist ein Eidam nach meinem Herzen. Ist Einer im Stande, das Mädchen da zu beglücken, so ist es ein so frommer, hübscher und geschickter Bursche, wie Du. Nur eines mußt Du mir versprechen, mein Sohn; nicht mit meinem Töchterchen vom Thurm wegzuziehen, so lange ich die Augen offen habe. Wo sollte ich sonst in meinen letzten Stunden Trost und Pflege herbekommen? Freilich weiß ich, daß es hart für Dich ist; denn Du bist ein geschickter Musiker, ein tüchtiger Künstler auf Posaune und Horn, ja auch auf der Flöte. Du könntest allerdings Dein Glück in der großen Welt machen. Aber Glück machen, ist ja nicht immer glücklich sein. Wohl ist es hier auf dem Thurm öde und einsam. Aber wenn Zufriedenheit und Gottesfurcht in Eurer Brust wohnt, so wird es sich schon eine Weile aushalten lassen. Vielleicht gehe ich auch bald dahin, wo die lieben Englein musizieren, dann könnt Ihr ja noch immer thun, was Ihr wollt, Ihr seid ja blutjung. Es ist mein liebster Gedanke, Euch in der letzten Stunde um mich zu haben. Eure traute Hand soll mir die Augen zudrücken. Du, meine Rosa, sollst mir das Sterbehemlein nähen, und wenn die erste Scholle des grünen Friedhofes da unten in der Tiefe auf meinen Sarg geworfen wird, so sollst Du, mein Sohn, hier oben in der blauen Höhe mir mein Sterbehemlein blasen."

Robert und Rosa küßten ihm weinend die Hände. „Nie, nie, werde ich Euch verlassen, Meister," sprach Robert. „Und es wird mir leicht werden, bei Euch zu bleiben. Ihr wißt, wie Genügsamkeit in meinem Herzen wohnt. Und Rosa denkt gewiß, wie ich, nicht wahr?"

„Ja, ja," sagte die Tochter. „Nie wollen wir dich verlassen, und wenn einmal ein eitler und thörichter Wunsch, eine Sehnsucht nach dem Leben der großen Welt in mir aufwacht, so will ich auf Dein ehrwürdiges Antlitz, auf Deine weißen Haare blicken und schnell wird die Lust verrauchen."

„So segne ich Euch, meine Kinder," sprach der Meister Thürmer heiter und legte seine zitternden Hände auf ihr Haupt. „Ihr seid von nun an Braut und Bräutigam. Gebt Euch den ersten Kuß."

Da flog es, wie Feuer, über die Gesichter der Lieben. Schamroth neigten sie die Köpfe und erst auf wiederholtes Begehren des Vaters kamen die Lippen zusammen. Ich wußte, was in ihnen vorging. Der Alte aber hob sie freundlich auf, umarmte und küßte sie und nannte sie einmal über das andere seine vielgeliebten Kinder. „Wir wollen Euer Glück nicht zu lange verschieben," fügte er hinzu. „Die erste Liebe verträgt nicht immer langes Warten, wenn es auch hin und wieder gesagt wird. Von heute an über ein halbes Jahr soll Eure Hochzeit sein. Bis dahin bist Du hier oben wohlbestallter Thürmer. Ich werde Dich schon empfehlen. Einen Geschickteren können sie so nicht bekommen. Der Rath und die Gemeinde hält Etwas auf mich, weil ich niemals meine Pflicht versäumt und auch stets die Uhren in gutem Stande gehalten habe. Sie werden mir meine Bitte nicht abschlagen. Dann setze ich mich zur Ruhe. Freilich ist das Gehalt nur klein. Es hält schwer, damit auszukommen. Indessen, denke ich, fällt da unten leicht sonst noch ein Verdienst für Robert ab. Er bläst die Flöte überaus herrlich. Er wird schon Stunden bekommen. Und dann die Hochzeiten und Kirnmessen. Es soll schon gehen. Kinder, liebe Kinder! Ich glaube, die Freude hat mir die Gicht aus den alten Beinen gejagt. Die Schmerzen sind wie weggeblasen. Nun wollen wir aber auch den heutigen Tag festlich begehen. Gib dem Lehrburschen Geld, Töchterlein. Er soll uns eine Flasche Wein, guten, herrlichen Rheinwein aus dem Rathskeller heraufholen. Wir müssen doch das junge Brautpaar hochleben lassen."

„Das soll geschehen, lieb Väterchen," sagte Rosa und klatschte freudig in die Hände. „Der Anfang dazu ist schon gemacht, ein delikater Kaffee gekocht. Peter steht dabei vor dem Herde. Wir wollen nicht säumen. Er möchte kalt werden. Komme Sie, liebe Frau Halle, helfe Sie mir den Tisch richten. Heute müssen die vergoldeten Geburtstagskassen mit den schönen Sprüchen dran."

„Ei, ei, Frau Halle auch hier," sprach der alte Thürmer zu mir, die ich aus der Ecke heraustret, wo ich den ganzen Vorgang mit angesehen. „Sie scheint mir herbestellt, um Verlobungszeuge zu sein. Na, so soll Sie denn auch den heutigen Abend mit uns feiern. Nicht wahr, Sie meint doch auch, das gibt ein passendes Pärchen, da, die beiden jungen Leuten?"

„Wenn Gott seinen Segen dazu gibt," erwiderte ich. „Und der wird gewiß nicht fehlen, wenn sie hier oben bleiben und den alten Vater ehren und pflegen."

„Das werden sie thun, gewiß, Frau Halle, das werden sie thun. Sie hat es ja selbst gehört, die Kinder haben es mir feierlich gelobt, und gute Kinder halten stets, was sie versprechen."

„Mit Euren Geloben und Versprechen!" scherzte Rosa. „Abgemacht ist abgemacht! Da braucht es keiner Worte mehr. Kommt, daß der Kaffee nicht kalt wird." Sie und Robert nahmen den Alten unterm Arm und führten ihn in ihr Stübchen, das Puzstübchen der Thurmwohnung. Ich ging heiter hinterher.

Der blankgebohrte Tisch wurde in die Mitte gerückt. Rosa ordnete das Geschirr mit Geschick, schenkte ein, schmierte Bröckchen und lud uns lustig zum Trinken ein. Wir saßen dann seelenvergnügt miteinander da und ließen es uns schmecken, daß es eine Freude war. Unter fröhlichen und zugleich belehrenden Gesprächen verfloß der Nachmittag. Robert erzählte uns seine Lebensgeschichte, die ich Euch mit wenigen Worten wiedergeben will.

Er war der Sohn eines Fabrikanten im Böhmerlande, unweit Eger. Man hatte ihn zur Gottesgelehrsamkeit bestimmt. Er war bereits so weit, daß er auf die hohe Schule nach Prag gehen sollte. Da machte sein Vater bankrott. Die Familie wurde dadurch auf einmal arm und konnte den Sohn nun nicht studiren lassen. Als nun der Vater bald darauf vor Gram starb und er allein in der Welt stand — die Mutter hatte er schon bei seiner Geburt verloren — da beschloß er, ein Musiker zu werden, wozu er schon früh Anlage gezeigt. Der dortige Stadtmusikus nahm ihn in die Lehre. Er mußte fünf lange schwere Jahre durchmachen. Er hatte es bei seinem Musikmeister gar sauer, denn dieser war ein harter, strenger Mann, der die Lehrlinge vom frühen Morgen bis in die finstere Nacht sich exerziren ließ und dabei gab es nur schmale Bissen. Auch mußten sie alle gemeine Hausarbeit mithun, als da ist Holzspalten, Wasserholen, auf dem Acker graben und jäten, und andere Sachen mehr. Das Alles kam nun dem guten Robert hart an; denn er war weichlich erzogen und hatte bereits die guten Tage kennen gelernt. Aber er faßte sich als ein frommer Jüngling in Geduld und dachte: Nach heut kommt morgen, und dann übermorgen und dann wieder ein neuer Tag, so gehen Wochen, Monate und Jahre zu Ende. So wird auch die schwere Lehrzeit zu Ende gehen. Sei nur recht fleißig, daß Du etwas Tüchtiges lernst. Die Zeit ist kostbar. Wer sie in der Jugend ungenützt verstreichen läßt, muß es im Alter bitter bereuen. Endlich waren die fünf Jahre verstrichen. Der Meister fertigte ihm einen Lehrbrief aus, worin geschrieben stand, daß er ihn mit Fug und Recht und gutem Gewissen allen Musikern als einen tüchtigen und fleißigen Gesellen empfehlen konnte. Dann sagte er: „Nun, mein Junge, versuche Dich Etwas in der Welt und laß Dir den Wind um die Nase wehen, damit Du Dich weiter in Deiner Kunst ausbilst und ein tüchtiger Kerl wirst." Robert

ging auf die Wanderschaft, nur mit wenigen Thalern in der Tasche, die er von seinem Pather als Reisezehrung bekommen. Er durchkreuzte sein Vaterland, dann Oesterreich und Ungarn. Bekam auch hin und wieder eine gute Kondition, das heißt, was die Leute so nennen, die nur viel Geld verdienen gut heißen. Ihm aber behagten diese Konditionen nie lange; denn er mußte viel auf Dorfkirnmessen und Tanzsälen spielen. Da ging es denn roh und wild zu. Das widerte sein stilles Gemüth an. Auch wurde er fast immer von seinen Mitgesellen angefeindet, die ihn, weil er, wenn er nicht aus dem Hause mußte, in seinem Dachstübchen saß und in der Bibel las, anseindeten und den heuchlerischen Tuchmäuser nannten. Da hatte er denn immer am liebsten eine Kondition bei einem Thürmer gesucht. So hoch oben, dem blauen Himmel näher, in stiller Einsamkeit, hatte er sich stets am glücklichsten gefühlt. Dort konnte er ungestört seinen Gedanken nachhängen und das heilige Wort Gottes studiren, dessen lauter Verkünder zu werden ihn leider das Schicksal verhindert hatte. Endlich war er hierher zum alten Born gekommen. Noch nie, sagte er, hätte er sich dem Himmel näher gefühlt als hier, weil er einen süßen Engel, die liebe Rosa, gefunden, mit der er sich nun verbinden wollte für's ganze Leben.

Während der glückliche Bräutigam das erzählte, war die Abenddämmerung eingetreten. Da ergriff Rosa die Zither und der Geselle die Flöte. Sie sang und er blies mitunter zur Abwechslung, aber so schön, wie ich es in meinem ganzen Leben noch nicht gehört hatte. Auch der alte Thürmer war seelenfroh über seinen braven und talentvollen Schwiegersohn. Er nahm ihn einmal über das andere beim Kopf und herzte ihn und dasselbe that auch die glückliche Braut. Endlich wurde Licht angezündet und die Flasche Wein, die der Lehrbursche geholt hatte, beim Kopf genommen. Da klangen denn lustig die Gläser und wir tranken auf das Wohl des jungen Brautpaares. Unterdeß kam die tiefe Nacht heran. Da mußte ich mich fort machen; denn zu Hause hatte ich mein Töchterchen, das gewiß schon lange ängstlich auf mich lauerte. Rosa leuchtete mir die Thurmterrasse hinunter und sagte zum Abschied:

„Nun, Frau Halle, was sagt Sie zu meinem Robert?"

„Ich sage, daß nicht er einen Engel auf dem Thurm, sondern auch Sie desgleichen gefunden haben. Das ist ja ein Mann, wie es keinen mehr im Lande gibt. Wenn Sie, liebe Jungfer, dem in Allem folgen, Ihre Weltlust und Eitelkeit zum Tempel hinausjagen und fromm werden wie er, dann werden Sie allerdings da oben dem Himmel näher sein, als wir da unten."

„Ich will es, gute Frau Halle. Sie und Robert sollen ihre Freude an mir haben. Sie soll einmal sehen, was ich für eine goldene Säule auf dem silbernen Stuhle sein werde." Mit diesen Worten nahm sie Abschied, hüpfte wieder die Thurmterrasse hinauf, während ich nach meinem Häuschen ging.

Ich hatte die größte Ursache, seelenvergnügt zu sein; denn die erbaulichen Reden des jungen Gesellen und die herrliche Musikerei hatten mein Herz erquickt und gelabt. Aber dennoch war ich es nicht ganz. Allerlei häßliche Gedanken verdrängten die schönen Gefühle. Es war, als läge eine Art von bangem Vorgefühl in mir, die Hoffnungen der guten Leute da oben möchten nicht in Erfüllung gehen. Als würde irgend ein böser Feind Unkraut zwischen den Weizen säen, daß er nicht reif, sondern in der Blüthe ersticken würde. (Fortf. f.)

* Bemerkungen über England nach Kohls Reisen.

(Fortsetzung.)

17. Das verschwenderische Leben der englischen Arbeiter.

Da der Verbrauch und der häusliche Bedarf der englischen Arbeiterfamilien auf meinen Reisen in

England oft den Gegenstand meiner Verwunderung ausgemacht hat, und da ich glaube, dahinter einen der Hauptschlüssel zur Lösung des Räthfels über das Unglück der englischen arbeitenden Klassen zu finden, so will ich hierüber noch eine Bemerkung und einige interessante Fakta beibringen.

Ich bin in die Häuser mehrerer Arbeiter gekommen, die sehr gut eingerichtet waren, die vortrefflich aßen und tranken, und die doch in einem Zustande dumpfer, finsterner und aussätziger Unzufriedenheit dahinlebten.

Dr. Howard von Manchester versichert in einem Pamphlet über die nachtheiligen Folgen des Nahrungsmangels, daß es Arbeiterfamilien in dieser Stadt gebe, deren Mitglieder zusammen genommen die Woche hohen Lohn (high wages) verdienen und die nichtsdestoweniger in einer hilflosen und bedauernswerthen Lage, ja in einem Zustande, welcher dem Hungertode nahe zu sein schiene (in a state bordering on starvation), sich befänden, deren Häuser, Möbeln, ohne allen Komfort, unrein etc. wären.

In einem Hefte des Buches, betitelt: „Facts and figures“ (Thatsachen und Zahlen) werden die Einkünfte mehrerer Familien aus den arbeitenden Klassen in Manchester folgendermaßen angegeben. Es verdient wöchentlich

1 Maschinenbrucker	mit einer Familie v. 9 Pers. 4 Pf. St. 7 Sch. — P.
1 Maschinenbauer	(millwright) mit 10 „ 4 „ „ 10 „ — „
1 Wächter (watchman)	 2 „ — „ „ 15 „ 2 „
1 Arbeitsmann	... 4 „ 1 „ „ 2 „ — „
1 Färber	 10 „ 2 „ „ 6 „ — „
1 anderer Arbeitsmann	 4 „ 1 „ „ 1 „ — „

Die am schlechtesten bezahlten unter diesen Personen hatten daher täglich beinahe einen preussischen Thaler und die besten 4 bis 5 Thaler Lohn.

Herr Love theilt in seinem oft zitierten Buche von Manchester über eine Person Namens Hanna S., die mit ihrem Manne zusammen wöchentlich etwa 4 Schillinge verdiente und außerdem noch einen Schilling von der Stadt Armenunterstützung erhielt, die also ein wöchentliches Einkommen von 5 Schillingen oder 1 1/2 Thaler hatte, die Notiz mit, daß diese Person eines Tages von einem Arzte todt in ihrer Wohnung gefunden worden sei, und zwar, wie es geschienen, in Folge von Nahrungsmangel. Sie war verhungert (starved). Es fragt sich, ob in irgend einem anderen Lande die Leute bei einem wöchentlichen Verdienste von 1 1/2 Thaler verhungern.

Derselbe Arzt, der diese Frau besuchte, versichert in demselben Buche, daß seiner Erfahrung nach jährlich viele Leute zu Manchester in Folge von Nahrungsmangel um's Leben kommen (that numbers are brought yearly to a premature death from want of sufficient food).

In dem von mir schon zitierten Buche: „facts and figures“ befindet sich ein detaillirtes Verzeichniß der Haushaltsangaben von 7 Arbeiterfamilien aus dem Westriding. Ich kann dies ganze Detail nicht geben. Allein im Durchschnitt verbraucht jede dieser 7 Familien, von denen jede im Durchschnitt 6 Personen zählte, wöchentlich 1 Pfund und 2 bis 5 Schilling, d. h. täglich etwas mehr als einen preussischen Thaler, wobei noch zu bemerken, daß die meisten dieser Familien ein Haus und ein kleines Stück Gemüsegarten von den Herren, bei denen sie angestellt waren, umsonst hatten. Die Gegenstände, welche für jene Summe gekauft wurden, waren folgende: Weizenmehl, Hafermehl, Fleisch (durchschnittlich für jede Familie wöchentlich 4 Schillinge), Malz, Kartoffeln, Thee, Kaffee, Zucker (1 Pfund wöchentlich für jede Familie), Milch, Seife, Kohlen, Tabak, Salz, Pfeffer und andere Gewürze (4 bis 6 Pence für jede Familie), Reis, das Schulgeld der Kinder (durchschnittlich 6 bis 7 Pence die Woche für jede Familie).

Die Gegenstände der Ausgaben, sowie auch die

Quantität der Ausgaben waren bei jeder Familie beinahe ganz dieselben. Die Leute waren Kärner, Kohlenbergleute und Fabrikarbeiter, und ich glaube, wenn man jene Gegenstände durchliest, bekommt man eine ziemlich gute Idee von dem, was diese Klassen von Leuten in England verzehren.

Die merkwürdigsten Artikel in jenem Verzeichnisse sind ohne Zweifel folgende: Fleisch für 4 Schillinge die Woche, (wie viel Fleisch essen wohl die wohlhabendsten Bauern und die Handarbeiter bei uns?), Zucker, jede Woche ein Pfund! und für 4 bis 6 Pence Salz, Pfeffer und andere Gewürze, die beinahe eben so viel kosten, wie das Schulgeld, ein Kostenverhältniß, welches wahrscheinlich in jedem anderen europäischen Lande nicht seines Gleichen findet.

Alle diese außerordentlichen und auf den ersten Blick unbegreiflichen Dinge, diese Unzufriedenheit bei gutem Auskommen, dieses Unglück, dieser Mangel bei tüchtigem Lohne, dieser Hungertod bei noch nicht völlig erloschenen Hilfsmitteln, erklären sich zum Theil allerdings aus den hohen Preisen, die im Lande gelten, zum Theil aber gewiß auch bloß aus dem englischen Nationalcharakter. Die Engländer sind dasjenige Volk, welches weniger, als irgend ein Volk in ganz Europa sich mit Wenigem zu behelfen und einzurichten weiß. Die Franzosen verstehen diese große Kunst des Lebens vortrefflich, die Spanier und Italiener noch besser, die Deutschen sind viel genügsamer als die Engländer, und die Slaven, wenn von ihnen hier überhaupt die Rede sein kann, haben wenigstens ebenfalls weit weniger Bedürfnisse. Die Engländer wissen, so zu sagen, gewissermaßen nur immer aus dem großen Stück zu schneiden, sie verstehen es nicht, von den Flicken und Brosamen des Lebens Gebrauch zu machen, sie wissen nicht so wie die Franzosen und Italiener die kleinen Gelegenheiten und Verhältnisse zu benutzen. Wenn die Engländer so wie die Sachsen im Erzgebirge leben sollten, die froh bei Kartoßeln und Kaffeewasser sind und des Sonntags Brod essen, so würde die Hälfte von ihnen durch Hunger umkommen. Oder wenn sie so leben sollten, wie die früher erwähnten Konstantinopolitanen Teetotallers, die gewöhnlich Brod essen und dann und wann einmal eine Gurke mit Datteln, Maulbeeren oder Feigen, und zu Zeiten einen kleinen Fisch, so würden sie damit keine so ausgezeichneten Bootleute und keine Leute von so schöner körperlichen Bildung groß ziehen können, wie die Konstantinopolitanen es thun.

Die Engländer wissen die kleinen Vortheile weder zu benutzen, noch zu schätzen, und sie sind daher mit dem Kleinen, was sie nicht achten, verschwenderisch und unordentlich. Erst wenn sie viel, recht viel bekommen, werden sie ordentlich, sparsam und anständig. Dies ist auf der einen Seite, wie wir zeigten, ihr Unglück und ihre Schwäche, auf der anderen Seite ist es aber auch wo nicht ihr Glück, doch ihre Stärke.

Mac Culloch sagt: „Ich denke, daß die große Ungleichheit des Vermögens in England sehr wirksam dazu beigetragen hat, den Geist der Erfindung und der Industrie unter den minder wohlhabenden Klassen des Landes zu erwecken und anzuregen. Die Armen werden dadurch in beständiger Opposition gegen die Reichen erhalten und bemühen sich auf alle Weise, es ihnen gleich thun zu können, und spannen mit unermüdlicher Energie alle ihre Kräfte an, um sich mit Denen auf eine Stufe zu stellen, die den Ton angeben. Kein glücklicher Kaufmann oder Fabrikant glaubt genug zu haben, wenn er nicht so viel hat, um in einem Style leben zu können, der dem der höheren Klassen gleich kommt. Diejenigen, welche unmittelbar unter den höchsten stehen, dienen wieder als Beispiel und Modell, zu welchen sich die nächste Klasse zu erheben sucht, und der von oben herabgehende Impuls theilt sich auf diese Weise selbst den niedrigsten Klassen mit, deren Mitglieder, wie wir täglich sehen, sich immer durch Industrie, Geschicklichkeit und gutes Glück zu den

höchsten Plätzen in der Gesellschaft emporzuschwingen. Wäre weniger Ungleichheit von Anfang herein unter uns gewesen, so würde auch weniger Wettstreit unter uns gewesen sein, und die Industrie würde sich nicht so blühend entwickelt haben.“

Diese sehr wahren Worte erklären sehr Vieles in England, was einem dort anfangs räthselhaft erscheinen könnte. In dieser Gährung, in dieser Ungenügsamkeit liegt einer der Schlüssel zu dem Elende der ärmeren Klassen, sowie zu dem vollkommenen Zustande, in dem die Reichen sich befinden. Die Starken machen sich hervor und gelangen zur Größe, die Armen aber werden desto kaltblütiger und tiefer in's Elend zurückgestoßen. Diese Armen, statt mit Wenigem sich zu begnügen, kommen lieber bei dem Wenigen um, wenn sie das Große nicht erreichen können. Stäke der Trieb, mit Wenigem zufrieden zu sein, als ein Grundzug des Nationalcharakters in der ganzen Nation, so würden zwar Viele besser leben, aber doch die ganze Nation nicht zu einer solchen Höhe des Reichthums und der Macht gelangen.

* * Moses im Pelzrock.

Man hat bis jetzt noch nicht genau erforscht, wie fixe Ideen entstehen, an welchen Tausende leiden. Auffallend ist es besonders, daß man solche sogar bei Menschen findet, welche über alle anderen Gegenstände vorurtheilsfrei und folgerichtig denken und handeln. Dem scharfsinnigen Beobachter wird es nicht entgangen sein, daß manche wissenschaftliche Systeme auf fixe Ideen gegründet wurden. Auf diese Art entstanden die neuen Theorien von der Entstehung der Gletscher, die Wasserheilanstalten, die Homöopathie, der thierische Magnetismus, der Instinkt der Thiere, sie zu Maschinen stempelnd, zahllose religiöse Sekten, und in unserm sogenannten philosophischen Jahrhundert die Verdammlung der gemischten Ehen und gemischten Freundschaften, und Aller, welche über einen Lehrsatz der Kirche anders, als die vermeintlich Rechtgläubigen denken.

Diese fixen Ideen, klein und schwankend in der ersten Entstehung, erlangen bald eine unwiderstehliche Kraft, sobald sie zum ausschließlichen Gegenstand des Nachdenkens werden. Zu ihren Abarten gehören in gewisser Beziehung die Hypothesen, auf welche ihre Schöpfer Alles beziehen, um ihre Systeme festzubauen.

Zum tiefen angewachsen, ist die fixe Idee nicht mehr zu besiegen, wohl aber in der ersten Entfaltung, wie folgende Geschichte zeigt.

Amstel Schmuhl, ein bemittelter Pelzhändler, wünschte, daß sein Sohn Benjohmen sich an seinem Geschäft theilte und später ein ähnliches selbstständig gründe. Nach mehreren Versuchen, die nicht völlig nach Wunsch ausfielen, erklärte der Sohn, daß er am Handel keinen Gefallen habe, sondern ein Schrift- und Gelehrten-Geselle zu werden wünsche, wozu es ihm, nach seiner Ueberzeugung, an Neigung und Anlage nicht fehle. Zwar wollte dem Alten dieser Lebensplan nicht gut dünken, doch gab er endlich dazu die Einwilligung. Es wurden nun die nöthigen Bücher angeschafft, unter denen das alte Testament, mit Kupfern geziert, der junge Gelehrte als ersten und vorzüglichsten Unterrichts-Gegenstand in Beschlag nahm. Der Vater räumte dem Sohn ein eigenes Zimmer ein und versprach ihm in seinen Studien weder durch Besuche, noch durch Fragen zu stören. Etwa vier Wochen nachher erhielt der Vater von dem Ober-Land-Rabbiner einen Besuch, welcher sich erkundigte, ob sein Sohn abwesend oder krank sei, da er ihn weder in der Synagoge, noch in den Straßen mit „Hafensellen“ gesehen habe. — „Reineswegs,“ antwortete der Vater; „mein Sohn ist oben im Hause und studirt seit vier Wochen, um sich mit Eifer ganz dem Gelehrtenstande zu widmen.“ — „Gut, so laßt uns einmal sehen, wie er seine Zeit angewendet und was er schon erlernt hat.“ Sie trafen den jungen Gelehrten im tiefsten Nach-

denken; vor ihm lag aufgeschlagen das alte Testament, dessen Titelpapier er anstarrte; dieses stellte vor: Moses in einen Pelzrock gekleidet, mit nackten Füßen. „Was siehst Du so starr das Bild an?“ — „Ich kann es mir nicht erklären: war Moses warm, warum trug er einen Pelzrock? war es aber kalt, warum waren seine Füße nackt? Das ist der Gegenstand meines Nachdenkens seit vier Wochen gewesen. Man muß doch den Anfang erst begreifen, um weiter zu kommen.“ — „Dummer Knabe!“ rief der erstaunte Ober-Land-Rabbiner, „Du bist auf dem geraden Wege, ein Narr zu werden, zum Spott der Welt und zur Last Deiner Familie. Das Bild konnte nur ein eben so dummer Mensch, wie Du bist, so darstellen. Sieh, das ist die Enthüllung des Räthfels.“

Dies gesagt, schüttelte er den Träumer, der ihn mit glanzlosen Augen anstarrte, und führte ihn, halb mit Gewalt, aus dem Zimmer. „Der Bube,“ wendete er sich zum Vater, „hat den sprechenden Beweis geliefert, daß es ihm an Allem fehlt, um ein für das Leben tüchtiger Gelehrter zu werden. Verkauft wieder die Bücher, die ihm den Kopf verrückten. Kaufe und verkaufe er, wie vorher, Hasenpelze; fast zweifle ich, daß er zu diesem Geschäft die nöthige Klugheit noch besitzt.“

Ähnliche Geistesverirrungen werden dem in der Geschichte bewanderten Leser schon in Werken vorgekommen sein, in welchen die albernsten Dinge ernsthaft, mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit behandelt worden sind. Dr. J. Müller.

Mannigfaltiges.

Unter den Gedichten, die zu Ehren der Jubiläumfeier in Königsberg an das Tageslicht getreten sind, ist wohl das folgende das bemerkenswerthe, und wohl verdient es in einem politischen Blatte eine Stelle:

Auf, Albertina, sei bereit
Zum nahesten Jubelfeste;
Bist ab dein halbverblühtes Kleid,
Des Mittelalters Reste;
Du bist ein Kind der neuen Zeit,
Der neuen Zeit, der freien Zeit,
Zur Wahrheitspriesterin geweiht,
Beim Geistesbefreiungsfeste.

Noch hat das Alter nicht geraubt
Dein Herz voll Jugendfeuer,
Umkränzt mit Immergrün dein Haupt,
Gürt dich mit Schwert und Leier.
Das Grün, ein ewig kräft'ger Geist,
Das Schwert, wo es die Wahrheit heist,
Die Leier, die das Schöne preist —
Dies sei dein Schmuck zur Feier.

Denk' nur zurück an Luthers Zeit,
Als sich aus knecht'scher Kette
Der unterdrückte Geist befreit,
Daß er die Wahrheit reite.
Der Bau der Tyrannei zerfällt,
Und sei er selbst auf Fels gestellt,
Die Freiheit ist von jener Welt,
Ihr droht kein Todtenbett.

Doch sollten mächtig wieder sein
Der Finsterniß Gewalten,
Und gilt's die Wahrheit zu befrei'n,
Dem Trug das Haupt zu spalten:
Dann, Albertina, sei der Port
Für freien Geist, für freies Wort,
Und laß an deinem starken Port
Des Siegs Panier entfalten.

Wenn der aufmerksame Leser (sagt der Berichterstatter der Bremer Zeitung) diese tiefempfundenen Zeilen mit Ernst liest und seinen Blick nach den Rheinlegenden richtet, so werden ihm die Gegensätze klar vor Augen treten, in welchen sich der preussische Staat bewegt; Königsberg und Trier stellen gegenwärtig diese Gegensätze dar, und dazwischen erhebt sich der projektierte Dombau in Köln und so manches Andere, wie ein gigantisches gothisches Traumbild.

Der neue Posttarif ist festgesetzt worden und soll, wie wir aus zuverlässiger Quelle hören, schon mit dem 1. Okt. v. J. in Wirksamkeit treten. Die Sätze sind, der Angabe nach, durchschnittlich um die Hälfte und bei den größeren Entfernungen sogar um zwei Drittel reduziert worden. Ein einfacher Brief wird bei einer Entfernung von 5 Meilen nur 1 Sgr., bei 10 Meilen 1½ Sgr. und bei 20 Meilen 2 Sgr. kosten. Auch die ferneren Reduktionen sind so stark, daß das höchste Porto für den ganzen

preussischen Staat nicht mehr als 6 Sgr. künftig betragen wird, während man jetzt für einen Brief von Trier nach Tilsit 20 Sgr. bezahlen mußte. Der berechnete Ausfall ist auf 700,000 Thlr. veranschlagt worden, wird aber gewiß in einigen Jahren theils durch den vermehrten Briefverkehr, theils durch die verminderten Defraudationen vollständig gedeckt werden. Auch sollen andere Erleichterungen durch Einschränkung des Postregals dem gewerbtreibenden Publikum zu Theil geworden und überhaupt diese ganze Angelegenheit auf eine höchst billige und anzuerkennende Weise geordnet sein. (Nach. 3.)

Der „Korrespondent von und für Deutschland“ berichtet neulich aus Berlin, daß dort eine Zensurstränge Platz greife, wie man sie vor einiger Zeit unmöglich gehalten hätte. In Stettin ist Ähnliches der Fall, nur in erhöhtem Maße. In Stettin, so schreibt die Kölner Zeitung, besetzen zwei Blätter, die „Börsenachrichten der Elbe“ und die „Stettiner Zeitung“. Letztere gibt selten eigene Artikel; und die Bewohner Stettin's betrachten daher vorzugsweise die ersteren als das Organ ihrer Ansichten, Wünsche u. s. w. Auch aus andern Provinzen des Staates erhält das Blatt manche Mittheilungen. Diese sind wohl theilweise der Staatsverwaltung nicht genehm gewesen. Seit einiger Zeit werden nun nicht mehr, wie früher, mißliebige Artikel den „Börsenblättern“ von der Zensur gestrichen, sondern als konfessionswidrig gar nicht zur Zensur gelassen. Das Gesetz beruht aber doch den Zensur nur zur Entscheidung darüber, ob ein Aufsatz gegen die Zensurverordnungen verstößt oder nicht. Die Ordre weist allerdings den Oberpräsidenten die Kontrolle darüber zu, daß die Zeitungen sich innerhalb ihres genehmigten Planes halten, aber sie gestattet dazu keine Präventionsmaßregeln. Die „Börsenachrichten“ wandten sich an das Obergerichtsgericht um Abhilfe ihrer Beschwerden, dieses aber trat den Ansichten der Administration bei und legte die Konfession der „Börsenachrichten“ in einer Weise aus, welche, wie bestimmt behauptet wird, den Worten des genehmigten Planes geradezu entgegen läuft. Das Blatt will nun sehen, was durch ein Immmediatgesuch auszurichten ist. Die Presse befindet sich überhaupt in keiner beneidenswerthen Lage. Ihre zahlreichen Feinde, denen sie ungleich ist, treten mit einer Menge von Verdächtigungen und unbewiesenen, wie unbewiesbarer Anschuldigungen hervor, die sie vor einem Jahre noch nicht gewagt haben würden, die sie aber um so zuverlässiger erheben, da unumwundene Gegenrede auf unübersehbare Hindernisse stoßen würde.

Die vom Professor Bercht in Köln gegründete, mit dem 1. Oktober erscheinende politische Zeitung wird den Namen „Rheinischer Beobachter“ erhalten und täglich in einem halben Bogen erscheinen.

Der geheime Oberregierungsath Fr. v. Schmieden in Halle hatte ein Manuscript schmutzigen Inhalts dem Buchhändler Schneider in Basel zum Verlag angeboten, was dieser mit Verachtung zurückgewiesen. Der Buchhändler Enslin in Berlin brachte die Sache im „Börsenblatt“ in geeigneter Weise zur Sprache, ward dafür von dem Hrn. v. Schmieden verklagt und mit fünfzig Thaler und Tragung der Gerichtskosten bestraft. — Der Börsenverein der Buchhändler rechnet es sich zur Ehre an, aus seiner Kasse diese Strafe für einen gerechten Kollegen zu zahlen. (Freit.)

Die Fr. D.-V.-A.-Z. berichtet aus Königsberg, vom 28. August: Als bei dem Empfange der zur Jubelfeier der Universität eingetroffenen Deputationen der Provinzial-Schulrath Dr. Lucas im Namen des Provinzial-Schulkollegiums seinen Glückwunsch an den Prorektor und den Senat der Universität abgestattet, erwiederte der Prorektor, Geheimrer Medizinalrath Dr. Burdach: „Allerdings hätten die Jünglinge gegen den allgemeinen Feind mit dem Schwerte gekämpft, aber jetzt sei es an der Zeit, im Frieden und auf dem Felde des Geistes zu streiten. Seit Winter sei die geistige Volksbildung begründet; sein Geist und seine Wirksamkeit werden nimmermehr verkannt werden.“ Ein allgemeiner, lange anhaltender Beifallruf der Zuhörer unterbrach hier den Redner; darauf fuhr derselbe fort: „Das ist die Stimme des Volkes, die Stimme der Wahrheit! mit ihr sind wir Alle einverstanden!“

Ein paar ergötzliche Beispiele von gar zu großer Czechophobie werden in der Augsburger Allgemeinen angeführt. Dort hat ein wiener Korrespondent behauptet, daß auf der Herrschaft Liboch deutschen Parteien vom Gericht auf gut Czechisch geantwortet werde. Liboch ist aber ganz deutsch, ebenso der dortige Justiziar, Fr. Hable, ein Mann von einigen achtzig Jahren. Dieser erklärt nun in der Augsburger Allgemeinen, er wisse sich auf czechisch kaum notdürftig verständlich zu machen, um so weniger könne es ihm einfallen, auf seine alten Tage dieses schwere Idiom schreiben zu lernen; er bitte daher den wiener Korrespondenten, in seinem blinden Eifer nicht „einen deutschen Mitbruder umzurennen“. Jener selbe Korrespondent hatte auch von den vielen russischen Brillantringen in Böhmen gesprochen und in weisungsvollem Tone gewünscht, daß nicht dereinst eine Kette daraus werde. Nach einer Berichtigung aus Prag reduzierte sich aber die vielen russischen Kettenglieder auf vier, deren eins auf einen hohen katholischen Geistlichen, und eines auf den deutschen Buchhändler Paase kommt, welcher ein

deutsches Werk dem Hofe von St. Petersburg zugesandt hat. Wir sind auch keine Freunde von russischen Ringen in Deutschland und glauben gleichfalls, daß daraus leicht eine elektromagnetisch-moralische Kette wird. Allein es scheint uns absurd oder perfid, jeden russischen Ring gerade auf Rechnung des Czechenthums zu setzen. Es ist wieder die Geschichte vom Balken und vom Splinter. Denn auch mitten in Deutschland gibt es arme Seelen, die mit offenem Munde nach der kleinsten russischen Dekoration schnappen, und ein Boshafter könnte sagen, es sei purer Neid; der deutsche Servilismus gönne nämlich dem czechischen nicht gleichen Lohn und gleiche Früchte. Aus den russischen Ringen, die in Berlin, Wien, Frankfurt, Dresden, Hamburg, Bremen u. an Offiziers- und Beamtenfingern stecken, ließe sich doch wahrlich eine artige Kette zur Sperrung gewisser Grenzen fabriziren. Und die Orden! So oft Kaiser Nikolaus seine Nachbarn besucht, regnet es ja russische Orden vom Himmel, wie die Perlepfähle des Kerres, die das Licht der Sonne verdunkeln! — (Grenzboten.)

Die Umstosung des Urtheils gegen O'Connell und seine Schicksalsgefährten, von der uns ein Extrablatt zur Kölnischen Zeitung so eben die Kunde bringt, hat in politischer Beziehung eine ungeheure Bedeutung für das englische Reich, in rechtlicher Beziehung für die ganze Welt. England ist stolz, aber auf Nichts hat es mehr Ursache, stolz zu sein, als auf seine freien Rechts-Institutionen. Die Formen des englischen Prozesses sind tadelnswürdig, aber das Recht des englischen Bürgers ist beneidenswerth. Wo in der ganzen Welt steht der Bürger so gesichert vor jeder Willkür, so stolz vor jeder unrechtmäßigen Gewalt? O'Connell, der „Verschwörer“, dem ein ganzes Ministerium den Krieg erklärt hatte, gegen den die mächtigsten Anstalten und Anstrengungen in's Werk gesetzt waren, den ein unrechtmäßig zusammengesetztes Gericht bereits in den Kerker gebracht hatte. — O'Connell wird frei, frei kehrt er unter seine jubelnden Landsleute zurück, frei wird er im Parlament den Ministern, wenn sie diesem Triumphe des Rechtes nicht frühzeitig ausweichen, entgegenreten, und frei wird er den einen Sieg des Rechtes zu neuen Siegen benutzen können. Das ist der Triumph der unabhängigen Justiz, der Jutiz, durch die Vertreter des Volkes geliebt! (A. 3.)

In Deutschland sind die Menschen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und schweren stehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß sich bücken, einen Platonischen, man muß steigen, eine Duodezseile zu fassen. Die Oben sind schön gebunden, und haben goldne Titel; die Unten sind auch gebunden, aber wie die Schweine, und haben kein Ansehen. (Börne.)

Benjamin Priolo, ein Schriftsteller im siebenzehnten Jahrhundert, pflegte zu sagen: „Der Mensch besitzt nur drei Dinge; Seele, Leib und irdisch Gut, welche drei Arten von Nachstellungen zu fürchten haben: der Seele stellen die Theologen, dem Leibe die Aerzte und dem irdischen Gut die Advokaten nach.“ (Freit.)

Das von einem Katholiken aus Frankreich redigirte „Journal de Geneve“ will wissen, der jüngst zur reformirten Kirche übergetretene Claudius Gaillard von Dijon (siehe Nr. 71 des Deutschen Bürgerblattes) sei beim Ausgehen aufgegriffen, nach der benachbarten saporischen Ortschaft Frangy und von da weiter nach Chambery geschleppt, wo er vermuthlich in einem geistlichen Kerker schmachtet. Dasselbe Blatt hofft indeffen, die französische Regierung werde von Sardinen die Befreiung ihres Bürgers verlangen.

Poudre de Chine,

VON

(578.) Vilain & Co in Paris.

Untrügliches und durchaus unschädliches Mittel, grauen, rothen und verbleichten Haaren binnen 2 bis 3 Stunden eine schöne, natürliche und dauernde schwarze oder braune Farbe, je nach dem Wunsche des Gebrauchenden zu geben. Dasselbe wird unter der Bedingung verkauft, wenn nach richtig vorgeschriebenem Gebrauche die versprochene Wirkung nicht stattfinden sollte, den dafür gezahlten Preis zurückzuerstatten.

Preis für die grosse Flasche 1 1/3 Rthlr.
Desgleichen für die halbe Flasche 2/3 Rthlr.
In Siegen allein zu haben in der Exped.
dieses Blattes.

Pariser Zahnkitt,

(579.) vortreffliches Mittel zur Erhaltung und Pflege der Zähne. Preis pro Etui mit Gebrauchsanweisung Rthlr. 1.

Allein zu haben in der Expedition dieses Blattes.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerzten Preise vorrätzig in der Friedrich'schen Buchhandl. in Wiesbaden, bei W. H. Empting in Bochum und in der W. H. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(580.) Im Verlage von F. Gutsch & Rupp (Artistsches Institut) in Karlsruhe sind nachfolgende Werke, vollständig bearbeitet, aus der Feder der gefeiertsten Schriftsteller erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Naturgeschichte des Steinreichs.

Von Dr. A. C. v. Leonhard.

Vollständig und in Beziehung auf bürgerliches Leben, Gewerbe und Künste bearbeitet.

Erster Theil.

geheftet. 40 fr., 9 gGr. oder 12 Sgr.

Deutsche Reisende in fremden Erdtheilen.

Von A. Andree.

Erster Theil.

geheftet. 40 fr., 9 gGr. oder 12 Sgr.

Himmelskunde.

Von Moriz A. Stern.

Vollständig bearbeitet.

Erster Theil.

geheftet. 40 fr., 9 gGr. oder 12 Sgr.

Chemie.

Von Dr. F. Walchner.

Vollständig und in Bezug auf Gewerbe und bürgerliches Leben bearbeitet.

Erster Theil.

geheftet. 40 fr., 9 gGr. oder 12 Sgr.

Es ist bereits in mehreren Schulen zum Gebrauch eingeführt.

Deutscher

Heldensaal und Ehrentempel,

enthält die Lebensbeschreibung der ausgezeichnetsten Männer und Helden.

Erster Theil.

geheftet. 40 fr., 9 gGr. oder 12 Sgr.

Gesundheitslehre.

Von Dr. L. Griesslich.

Umfassende Belehrung zur Erhaltung der Gesundheit.

Vollständig in einem Bande.

geheftet. 40 fr., 9 gGr. oder 12 Sgr.

Der deutsche Rechtsfreund.

Von Dr. jur. Jul. Creizenach.

Eine Anleitung zum Verständnisse aller im bürgerlichen Leben vorkommenden Rechtsverhältnisse.

Erster Theil.

geheftet. 40 fr., 9 gGr. oder 12 Sgr.

(581.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Billigster Schul-Atlas! Schul-Atlas der neuen Geographie.

Von A. Herr,

Lehrer am Königl. Gymnasium in Wetzlar.
In 18 Blatt, sauber color. quer 4. Auf gutem Kupferdruck - Velin. cartonnirt 12 1/2 Sgr. = 45 Xr.

(582.) Bei A. L. Nitter in Arnberg ist erschienen und in der Friedrich'schen Buchhandlung in Siegen und bei W. H. Empting in Bochum zu haben:

Handbuch

zum

Amtsblatte der Königl. Regierung

zu

Arnberg,

enthaltend

alle in der Zeit vom Jahre 1816 bis Ende des Jahres 1843 in diesem Amtsblatte erschienenen, „ein bleibendes Interesse habenden“ allerhöchsten Kabinetts-Ordres, Ministerial- und Provinzial-Befehle, nebst deren Erläuterungen und Abänderungen, nach ihrem materiellen Inhalte, unter Zugrundelegung des Handbuchs

von

C. A. Fischer,

bearbeitet

von

M. F. Effellen,

Hofrath und Ober-Landes-Gerichts-Salarien-Kassen-Beamteten.
gr. 8. geh. Subscriptionspreis 1 Thlr. 25 Sgr.

(583.) Bei Const. Niese in Saalfeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das kleine Buch voll Wig über Wig und Pöffen über Pöffen,

oder

Wig p u m p e

für

Hypochondristen und Leute, die gern lachen.
Aus deutschen, französischen und englischen Zeitblättern und andern Schriften zusammengedruckt und herausgegeben von

A. Henne.

Zweite vermehrte Auflage.

116 Seiten. broch. Preis 7 1/2 Sgr. oder 27 fr.

(575.) Bei J. C. Seitz in Ulm ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der

Papparbeiter in Moskau,

oder

Wohlthun trägt Zinsen.

Eine Erzählung für die reifere Jugend

von dem

Verfasser des Kreuzfahrers.

Mit einem Stahlstich. 8. geh. 40 fr. oder 11 1/2 Sgr.

(584.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen u. Wiesbaden sind in Commission erschienen:

Medizinische

JAHRBÜCHER

für das Herzogthum Nassau.

Aus Auftrag der Landesregierung herausgegeben von Dr. J. B. v. Franque, Obermedicinalrath und wirklichem Mitgliede der Landesregierung, Ritter des Kaiserlich-Russ. Wladimirordens vierter Klasse und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede, Dr. W. Fritz, geheime Hofrath, Hofmedicus und correspondirendem Mitgliede der Landesregierung, Dr. P. Thewalt, Obermedicinalrath, correspondirendem Mitgliede der Landesregierung und Medicinalbeamten in Limburg.
Preis 1. Heft 20 Sgr. = fl. 1. 12 kr. 2. Heft Rthlr. 1. = fl. 1. 48 kr.

(585.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und zu beziehen durch alle andern Buchhandlungen:

Der

Wiesenbau

in seinem ganzen Umfange,

insbesondere der

Kunst-Wiesenbau

des

Siegerer Landes.

Ein Lehrbuch für Wiesen-Eigenthümer, Landwirthe und große Gutsbesitzer, mit den Erfahrungen bewährter Wiesenbauer und Schriftsteller verglichen.

Von

Karl Friedrich Schenck,

Landwirth zu Weiden im Kreise Siegen.

Zweite, durchaus umgearbeitete und mit den neuesten Erfahrungen vermehrte Ausgabe seiner „Abhandlung über den Wiesenbau“. Mit 72 erläuternden Abbildungen auf 9 Kupfertafeln in 4. 17 Bogen in 8. auf seinem, weißem Maschinen-druckpapier. In Umschlag geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. = fl. 2. 24 Xr.

Das Januarheft von Biedermanns Monatschrift enthält über das vorstehende Werk folgende Beurtheilung:

„Der Verfasser definiert in der Einleitung die Begriffe: Wiesen, Wiesenbau und dessen Lehre recht gut, zeigt den Werth der Wiesen, ihr Verhältniß zum Felde, und geht zur Befruchtung der Wiesen über, wobei natürlich die verschiedenen Bewässerungsmethoden die Hauptrolle spielen. Im ersten Abschnitt erörtert er die Frage: „Was muß der Staat thun?“ mit Scharfsinn und großer Sachkenntniß, aber doch wohl etwas zu einseitig; er geht lediglich vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkte aus; der Staat hat aber alle Interessen zu berücksichtigen. Jedoch soll durchaus hiermit nicht gesagt sein, daß ein, auf örtliche Verhältnisse berechnetes Wiesen- und Kulturgesetz nicht zweck- und zeitgemäß sei; im Gegentheil, die Nothwendigkeit eines solchen ist evident, auch selbst in dem Falle, wenn nur der kleinste Theil der Lokalitäten Gebrauch davon machen könnte. Im zweiten Abschnitt, den technischen Wiesenbau betreffend, wird eine gute, klare Darstellung über die zweckmäßigste Anlage der Bewässerungsanstalten gegeben, aus welcher wissenschaftlich-praktische Sachkenntniß hervorleuchtet, die Alles umfaßt, was, nach Maßgabe der verschiedenen örtlichen Verhältnisse, bei einem solchen Unternehmen zu berücksichtigen ist. Die angefügten Abbildungen verdeutlichen das Gesagte.“

(586.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen und Wiesbaden ist erschienen und vorrätzig in allen Buchhandlungen:

INDEX GEOLOGICUS.

Entworfen, angeordnet und herausgegeben unter den Auspicien der geologischen Section der Devon- und Cornwall-Naturforschenden Gesellschaft von

G. BARTLETT, Vicepräsidenten.

In's Deutsche übertragen

von

A. Ebenau und Dr. C. Thomä.

Auf Leinwand aufgezogen, elegant in Etui 3 1/2 Rthlr.

Derselbe in fünf einzelnen Blättern 2 Rthlr.

Nebst einer literarischen Beilage.